



ROD

Die Autobiografie

HEYNE <

gleichförmigen Land wirkten lange Haare, als gäbe man alle gesellschaftlichen Werte auf – es war wie ein Akt grotesker Rebellion, eine zutiefst kränkende Zurückweisung von allem, was richtig und anständig war. Als ich den Bilderrahmen-Job in North Finchley hatte, gab es dort drei oder vier Typen mit richtig dicken, schulterlangen Locken. Wenn ich mit ihnen die Straße entlangging, erzeugte der Wirbel, den sie verursachten, ein Kribbeln auf meiner Haut. Die Leute wechselten tatsächlich die Straßenseite. Dabei hatten diese Jungs nichts Bedrohliches oder Aggressives an sich. Nur lange Haare. Das genügte.

Also ließ ich mir die Haare wachsen. Das kam mir vor wie ein Schritt in die richtige Richtung. Ich fand, dass langes Haar toll aussah, und die Reaktionen darauf gefielen mir noch besser. Dann hörte ich auf, meine Haare zu waschen, damit sie noch strähniger wurden. Und bald wusch ich mich gar nicht mehr. Gestank war ein wichtiger Teil der Beatnik-Identität, so wie ich sie verstand – oder wie wir sie uns zumindest aufgrund der spärlichen Informationen über die Beatnik-Kultur, die aus Amerika herüberschwappten, vorstellten. Man war kein echter Beatnik ohne Dunstwolke. Also gab ich das Baden auf und wusch meine Kleidung nicht mehr: mein vorschriftsmäßiges Beatnik-Outfit, bestehend aus Jeans, Rollkragenpullover und Lederweste. Meine Eltern verabscheuten diesen neuen Trend, meine Schwestern und mein Bruder Don waren entsetzt – in erster Linie jedoch darüber, dass ich meinen Eltern so großen Kummer bereitete. Einmal nahm mich Mary beiseite und machte mich zur Sau. Sie war der Meinung, dass ich Mum und Dad Jahre ihres Lebens gekostet hätte. Nur mein Bruder Bob war auf meiner Seite, aber er hatte schließlich auch rebellische Züge und eine längere »Teddy-Boy«-Phase hinter sich, die ebenfalls zu vielen Auseinandersetzungen mit meinem Vater geführt hatte. Bob wusste wohl bereits, dass diese Phasen kommen und gehen.

Außerdem wurde ich politisch – glühend, wenn auch oberflächlich. Ich verurteilte alles. »Wogegen rebellierst du?« – »Schlag was vor.« So in der Art. Ich kaufte mir den *Daily Worker*, ein radikal sozialistisches Blatt, nur um Leute zu ärgern, die keine radikalen Sozialisten waren. Am Arbeitsplatz schlug ich die Zeitung geräuschvoll während der Mittagspause auf, raschelte ordentlich mit den Seiten und verschanzte mich dahinter. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was ich da las, die Wirkung gefiel mir jedoch.

Das war natürlich die goldene Zeit des Protests. Im Oktober 1962 brachte uns die Kuba-Krise ins Schwitzen – Chruschtschow und Kennedy zwei Wochen lang Kopf an Kopf und Großbritannien irgendwo zwischen den Fronten. Der Ausbruch des Krieges, der allen Kriegen ein Ende bereiten sollte, schwebte drohend über unseren Köpfen. Meine Kumpel und ich waren auf alles vorbereitet: Als die Situation sich zuspitzte, packten wir unsere Rucksäcke mit Kleidung und Baked-Beans-Dosen und machten uns per Anhalter auf den Weg nach Schottland. Wir dachten uns, je weiter nach Norden wir es mit so vielen Baked Beans, wie wir nur tragen konnten, schafften, desto eher würden wir die Sache

einigermaßen unbeschadet überstehen. Was vielleicht etwas naiv war. Jedenfalls kamen wir gerade mal bis nach Luton und drehten dann wieder um.

Mit einer ähnlichen Ernsthaftigkeit nahm ich an ein paar Aldermaston-Märschen teil, bei denen Mitglieder der Campaign for Nuclear Disarmament und andere Anti-Atomkraft-Aktivistinnen zu Tausenden vom umstrittenen nuklearen Forschungszentrum der Regierung in Aldermaston zum etwa achtzig Kilometer entfernten Trafalgar Square in der Londoner Innenstadt marschierten. Nun, ich sagte ja: »ernsthaft«. Bei diesen Märschen, die eine Art fahrendes Musikfestival mit Bands und Straßenmusikern waren, musste man unter Umständen mehrere Nächte irgendwo übernachten. Sympathisierende Schulen, die auf dem Weg lagen, öffneten ihre Turnhallen, oder man rollte seinen Schlafsack in einem Gemeindezentrum aus. Ich hatte ein soziales Gewissen, keine Frage. Ich hielt genauso wenig von Atombomben wie der Demonstrant neben mir. Wenn ich genau wie alle anderen »Polaris – raus!« brüllte, dann meinte ich das auch so. Andererseits – junge Leute? Übernachten? In Schlafsäcken? Ich müsste lügen, wenn ich nicht zugeben würde, dass einer der vorherrschenden Gedanken in meinem Kopf vor einem Aldermaston-Wochenende war: *Vielleicht kann ich da ja eine flachlegen.* Und das konnte ich tatsächlich.

Sex in einem Schlafsack ist keine einfache Sache. Noch dazu wurden die Lichter in diesen Gemeindezentren niemals ausgeschaltet, und die vielen Leute um einen herum machten es einem auch nicht leicht, so richtig intim zu werden. Dafür fand jedoch viel lustiges Gefummel statt.

Auf diesen Protestmärschen hatte ich auch immer meine Gitarre dabei. Ich hatte sie mir neben meine Reisetasche mit dem großen selbst gemachten Anti-Atomkraft-Aufnäher auf den Rücken geschnallt. Das war damals eben so üblich: Wer eine Gitarre hatte, nahm sie überallhin mit, und wo auch immer man sich länger aufhielt, holte man sie heraus und schrammelte die paar amerikanischen Folksongs, die man aufgeschnappt hatte – Dylan, Ramblin' Jack Elliott, Woody Guthrie. Man hörte anderen zu und nahm Stücke aus ihrem Repertoire in sein eigenes auf. Tatsächlich waren diese Märsche gewissermaßen meine erste Bühne. In der Öffentlichkeit spielte ich jetzt das, was ich im Hinterhof geübt hatte, anstatt mich um den Laden zu kümmern. Außerdem fuhr ich mit meinen Freunden an den Wochenenden mit dem Zug von der Victoria Station aus nach Brighton an der Südküste Englands – das angesagte Ziel für alle »Beats« und Mochtegern-»Beats«. Dort saß ich in meinem Dufflecoat sehr beatnikmäßig am Strand und spielte Gitarre. Als die Leute immer öfter »Rod, spiel doch mal ›San Francisco Bay Blues‹« oder »Rod, spiel diesen Dylan-Song« oder »Rod, sing den ›Cocaine Blues‹« riefen, dämmerte mir langsam, als ich so auf einem Stein hockte und sich ein kleines Publikum vor mir versammelt hatte, dass ich eine Stimme besaß, die die Leute hören wollten.

Im Sommer des Jahres 1962 unternahm ich mit ein paar Freunden den halbherzigen

Versuch, die Welt in der aus unserer Sicht obligatorischen Boheme-Art zu bereisen. Es war das erste Mal, dass ich England verließ. Tatsächlich hatte ich mich zuvor nicht weiter von London entfernt als bis Brighton. Ich lieh mir etwas Geld, nahm die Fähre nach Frankreich und gelangte per Anhalter entlang der Route Nationale nach Paris. Dort musizierte ich vor dem Café Les Deux Magots, sang immer wieder »You're No Good«, »It Takes a Worried Man to Sing A Worried Song« und »Rock Island Line«, verdiente damit ein paar Francs, kaufte mir Baguette, schlief in der Nähe des Eiffelturms unter einer Seine-Brücke, und dann war ich auch schon wieder zu Hause. Eine zweite Reise per Anhalter einige Zeit später führte mich in den Süden nach Spanien, wo ich mit einer Gruppe reisender Engländer unter den Kragdächern von Camp Nou, dem Fußballstadion von Barcelona, schlief. Dort sammelte uns die Polizei ein und überließ uns dem britischen Konsul, der uns in milder Ungnade nach Hause fliegen ließ – zumindest saß ich so zum ersten Mal in einem Flugzeug.

Ich habe meine Eltern in dieser Zeit einige Nerven gekostet, wie mir erst im Nachhinein klar wurde. Oft wussten sie gar nicht, wo ich war, das machte ihnen Sorgen. Nicht minder die Haare und der Gestank. Und die allgemeine Orientierungslosigkeit.

Dabei wollte ich mich doch nur selbst ausdrücken – tat das anscheinend aber nicht sonderlich überzeugend. In Shoreham, in der Nähe von Brighton, war ich das Anhängsel einer Truppe von Beatniks, die auf einem Hausboot herumhingen und es schließlich in die überregionalen Nachrichten schafften, weil sie sich eine Schlacht mit der Polizei lieferten, als die das Boot mithilfe von Schlagstöcken zwangsräumen wollte. Die Hand des Gesetzes schubste sie förmlich von Bord. Obwohl ich, Kenneth, Clive, Kevin, Brian und die anderen Londoner Mochtegers verzweifelt versuchten, von dieser Beatnik-Elite akzeptiert zu werden, betrat ich dieses Boot nur einmal, glaube ich. Zumindest kann ich mich noch an den Gestank erinnern. Der harte Kern betrachtete mich als nicht ernst zu nehmenden Wochenend-Beatnik. Einmal fuhr ich drei Tage hintereinander nach Brighton und dachte: »Jetzt hab ich's geschafft, jetzt gehöre ich dazu. Immerhin ist es Montagvormittag, und ich hänge hier am Strand rum.« Doch der harte Kern wollte mich weiterhin nicht akzeptieren. Verständlich. Schließlich war ich ein Rebell mit einem Sparkonto bei der Post – ein Beatnik, der immer wieder gern zurück zu seiner Mama ging.

In London hing ich in einer großen, verlassenen Pension in Highgate in der Nähe von Jack Straw's Castle – einem Pub, das schon lange dichtgemacht hat – mit einigen Beatnik-Hausbesetzern herum, ohne dass meine Eltern etwas davon wussten. Eines Abends kam uns die Idee, Baked Beans über offenem Feuer zu erhitzen, wobei wir das Dach in Brand setzten. Das zog das Eintreffen der Feuerwehr und eines Polizisten nach sich. Constable Brown kannte meinen Vater – ob das zu meinem Vor- oder Nachteil war, wusste ich da noch nicht – und brachte mich nach Hause.

»Ich hab hier euren Roddy«, sagte er. »Er hat gerade ein Dach in Brand gesteckt.« Dafür erntete ich eine Ohrfeige, die einzige, die mein Vater mir je verpasst hat. Und meine Mutter packte meine Jeans, meinen Rollkragenpullover und meine Lederweste und warf sie, wie sie es mit Dads Fußballschuhen getan hatte, ins Feuer.

Es war, als sei in dem Moment ein Schalter in mir umgelegt worden. Über Nacht wurde ich ein Mod – zumindest in Bezug auf die todschicken Klamotten. Die anderen Aspekte dieser aufblühenden Jugendsubkultur – etwa die Begeisterung für Ska oder Motorroller – gingen an mir vorüber. Doch genau wie sie schätzte ich ein sauberes, gebügeltes Hemd und ein gutes Paar Schuhe. Vom stinkendsten Menschen, den die zivilisierte Welt je gesehen hat, verwandelte ich mich in einen Typen, den keine zehn Pferde aus dem Bad herausbekamen.

Damals begann das mit den Haaren. Aber die verdienen ein eigenes Kapitel.

INTERMEZZO

In welchem unser Held uns haarklein seine Frisuren auseinandersetzt.

Eine Gemeinsamkeit mit der Queen: Wir haben beide in den letzten fünfundvierzig Jahren unsere Frisur fast unverändert beibehalten. Nun, wenn man einmal etwas Passendes gefunden hat ...

Im Fall Ihrer Majestät: sorgfältig gewaschen und gelegt. In meinem Fall: struppige Stacheln – ebenso sorgfältig hergerichtet, wie ich vielleicht hinzufügen sollte. Ihr glaubt, meine Haare stehen einfach so? Falsch. Darin steckt viel Arbeit.

Doch vor dem blonden Stachellook gab es den Bouffant oder, wie wir ihn nannten, den »Bouff« – »Ey Mann, Vorsicht, mein Bouff« oder »He! Lass meinen Bouff in Ruhe«. Man gab gut Acht auf seinen Bouff.

Der Bouffant war meine erste wichtige Haarentwicklung, nachdem das Beatnik-Ding seinen Reiz verloren und ich mich gewaschen hatte. Als ich Straßenmusik in Paris machte, sah ich Typen mit kolossalen, nach oben aufgedonnerten Frisuren und Fransen vor der Stirn und fand das toll. Nun wollte ich meine eigene Version kreieren. Das Geheimnis lag im Zurückkämmen und Föhnen. Das Kämmen war nicht das Problem, die Sache mit dem Föhnen war kompliziert, weil es in meinem Elternhaus keinen Haartrockner gab. Einen Fernseher schon – in der Hinsicht waren wir eine Vorzeigefamilie –, jedoch keinen Föhn. Die waren in den frühen Sechzigern Mangelware. Wollte man die Haare trocknen, hielt man sie einfach vors Feuer, oder man ging ganz nah an den offenen Backofen (davon war in der Gebrauchsanweisung dieses Geräts nicht die Rede), manchmal steckte man seinen Kopf sogar in die Bratröhre und buk sie gewissermaßen trocken.

Einen Bouff kann man aber nicht backen. Zumindest keinen guten. Zum Glück besaß meine Schwester einen Föhn und wohnte erfreulicherweise nur ein paar Häuser weiter. Ich sprang also aus dem Bad, trocknete mich ab, zog mich an, und ab ging es mit nassen Haaren rüber zu Mary. Da ich eine Menge Haar hatte, mit dem ich arbeiten konnte, war mein zurückgekämmter und geföhnter Bouffant gewaltig – man hätte ein Tablett darauf abstellen können. Dusty Springfield mit ihrem Beehive wirkte dagegen wie eine Anfängerin.

Natürlich bestand das Problem nicht darin, das Haar zum Stehen zu bringen, sondern es in der Position zu halten. Pflegeprodukte für Männer? Keine Chance. Die Do-it-yourself-Lösung war, einen Löffel Zucker in ein wenig Wasser einzurühren und das Haar